

# Die Frucht des Krieges : (Korr. aus Stuttgart.)

Autor(en): **Planck, Mathilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Frauenbestrebungen**

Band (Jahr): - **(1915)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-326210>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

solchen Einwürfen gegenüber nicht auch das Recht zu entgegenen: wisst Ihr, ob Eure Buben und Mädchen trotz Eurer bestgemeinten Aufsicht nicht plötzlich einmal in eine Schlinge gezogen werden, aus der Ihr sie nur mit grösster Mühe wieder herauszieht? Fragt einmal, Ihr Väter und Mütter, was alles hinter Eurem Rücken geht? Glaubt Ihr, dass zwischen Abend und Morgen Dinge geschehen können, die ihr fahles Licht über ein ganzes, langes Erdenleben werfen?

Gewiss interessiert es Sie nun, einige Schilderungen über das Wesen und die Geschicke unserer Pflegebefohlenen zu vernehmen, deren Lebensgang — von Existenzen kann hier kaum die Rede sein — heute noch bei den Einen durch grösseren oder kleineren Besitz von Intelligenz — sagen wir lieber Raffiniertheit — bei andern durch den Gesundheitszustand und wiederum durch zeitweisen gänzlichen Mangel an Bargeld unterschieden wird wie ehemals. Da kommt so eine junge 15jährige Österreicherin der Polizei in die Hände, weil sie von ihren oft und gern herumziehenden Eltern mit samt der ältern Schwester gezwungen wurde, in Zürich, wo gerade einmal Halt gemacht wurde, Stelle zu suchen. Unsere Anna hielt sich aber nirgends lang und nirgends gut und fieng trotz der schweesterlichen Ermahnungen an mit Burschen zu laufen, was ihr zum Unglück wurde. Viele Bemühungen unsererseits, mit Hilfe des österr. Konsulates, ihre Heimatgemeinde und den Aufenthaltsort der Eltern ausfindig zu machen, blieben fruchtlos; denn dieses Kind wieder zu plazieren, das schien uns eine zu gewagte Sache. Nach vielen Wochen erhielten wir auf unsere Anfrage im katholischen Marienheim zu Bregenz den Bericht, dass wir unseren Pflegling vorläufig dorthin bringen dürften und, einmal in ihrem Lande angekommen, würde sich eine weitere Versorgung leichter machen. So reiste ich dann im Juli vergangenen Jahres mit Anna nach Bregenz (auf unsere Kosten), wo ich sie gut aufgehoben sah. Bald darauf erscheinende Berichte sagten uns gottlob Gutes über das Mädchen, wie es sich auch bei uns ganz recht aufgeführt hatte, und es selber äusserte sich in gelegentlichen Botschaften, dass es sich glücklich fühle unter ihren Landmännchen.

Ein ander Mal hatten wir es mit einer 16jährigen Tirolerin zu tun. Sie war bloss ein Jahr in der Schweiz in Stellung gewesen, ohne je besonderes Glück gehabt zu haben. Einige Wochen war sie als Kellnerin in einer Wirtschaft tätig, wurde aber von der Wirtin als ein faules, unordentliches Mädchen bezeichnet. Auf einer ihrer „Stellensuche“, die sie in einem geliehenen Ballkleide und weissen Schuhen unternahm, wodurch sie aller Leute Blicke auf sich zog, wurde sie von der Polizei arretiert und auf den Posten gebracht. Sie war, nebenbei gesagt, derart „bekleidet“, wenn man dieser Gewandung noch Kleidung sagen darf, dass ich sie beim Abholen auf dem Wachtposten erst an einem geschützten Orte mit ihren im Bahnhof liegenden Kleidern umziehen lassen musste, um mit ihr auf die Strasse und in unser Heim gehen zu dürfen.

Zu unserer Freude hielt sie sich sehr fleissig, gut und willig bei uns, so dass ich ihr gerne wieder zu einem Plätzchen verhalf, welches sich bald fand. Leider musste sie sich wegen Verstauchung eines Fusses nach drei Tagen schon wieder zu uns begeben, wo sie die nötige Pflege fand. Mit Einbruch des Krieges glaubten wir sodann, es wäre für sie das Beste, heim zu den ihrigen zu reisen; ihr Vater sandte einen Teil des Reisegeldes, die andere Hälfte deckten wir, und bald vernahmen wir, dass sie sich im Felde als Krankenpflegerin verdienen liess, um ihren Eltern die Sorge des Unterhaltes abzunehmen. Ab und zu flogen Berichte von ihr zu uns und meistens recht gute, die auch von dankbarer Anhänglichkeit an uns sprachen.

Dass uns unsere „Clientel“ nicht bloss durch die polizeilichen, sondern auch durch andere Behörden zugeführt wird, dürfte vielleicht noch unbekannt sein. Bald wird von der

städtischen Amtsvormundschaft aus angefragt, ob man uns einen sogenannten „Fall“ auf bestimmte oder unbestimmte Zeit zur Beobachtung oder zur besonderen Hütung übergeben könne; ein ander Mal soll von der Bezirksanwaltschaft aus eine ganz junge Diebin in unserem Heime ihre Untersuchungszeit verbringen bis zum eventuellen Strafsentscheid; oder eine Landbehörde möchte eine arme, verirrte Bürgerin bis zu ihrer definitiven Versorgung im „Tannenhof“ aufgehoben wissen. Auch Private fragen ab und zu um Aufnahme irgend einer obdachlosen, gefährdeten geschiedenen oder einer unehelichen Mutter. Die meisten Zöglinge aber werden uns durch Vermittlung der Polizeiasistentin zugewiesen. (Schluss folgt.)

## Die Frucht des Krieges.

(Korr. aus Stuttgart.)

In grimmigster Entschlossenheit, nicht achtend der ungeheuersten Blutopfer, stehen die kriegführenden Mächte sich gegenüber. Auf jeder Seite herrscht nur der Gedanke, der endliche Sieg werde und müsse ihr zufallen. Und ähnlich im Innern der Staaten, im Vordergrund, alles andere zurückdrängend die Anspannung aller Kräfte zum Durchhalten, das Heranholen immer neuer Hilfsmittel. Das Aussinnen neuer Erfindungen, alles Denken und Streben auf den Krieg eingestellt.

Wir alle haben nie etwas Ähnliches erlebt, und manche unserer Vergleiche sind schief und unsicher. Aber zutreffend wird sich sagen lassen, dass nie zuvor ein Krieg die Völker derartig in seine Wirbel hineingerissen hat wie das gegenwärtige fürchterliche Ringen. Alles Hoffen und Verlangen ist von ihm verschlungen. Und dies erstreckt sich auf alle Lebensgebiete.

Hass und Feindschaft allein scheinen die Welt zu regieren. Selbst die Kirche, die berufene Vertreterin des religiösen Lebens, die Verkündigerin der sittlichen Wahrheit hat mit diesem Zustand sich abgefunden. Sie begnügt sich wie bisher damit, das Verhältnis des Einzelnen zu seinem Gott herzustellen, die Verwundeten und Sterbenden zu trösten, die Trauernden aufzurichten, Nächstenliebe und Opferwilligkeit zu predigen. Dies soll hier, wie alles andere Gute, das die Kriegsnot aus den Menschen herausholt, nicht verkleinert werden. Aber an den furchtbaren Widerspruch, den Christentum und Krieg darstellen, wagt sich die Kirche nicht heran.

Dies ist etwa der Eindruck, den die Tageszeitungen hervorrufen. Wenn aber diese Blätter schon in gewöhnlichen Zeiten kein vollständiges Bild des Lebens geben, so gelingt ihnen dies heute noch weniger. Sie schildern wohl treffend die Oberfläche. Aber das tiefere Geschehen entzieht sich ihrem Blick.

Es gibt menschliche Gemüter — und gewiss sind sie nicht nur unter den Deutschen, sondern auch in andern kriegführenden Nationen —, in denen noch andere Dinge vor sich gehen, als die öffentlichen Zeugnisse glauben machen. Für sie bedeutet diese Kriegszeit die tiefste innere Erschütterung, die sie je erlebt haben. Äusserlich betragen diese Menschen sich kaum anders als die übrigen. Nur dass sie, sofern sie in der Heimat sind, noch angestrongter für das Wohl der Hilfsbedürftigen arbeiten. Stehen sie vor dem Feind, so gehören sie zu denen, die jeden Augenblick ihr Leben hinzugeben bereit sind. Sie stehen treu zu ihrem Vaterlande. Sie lieben ihre Heimat; sie glauben an die Zukunft ihres Volkes. So sind sie jederzeit gehorsam ihrer Pflicht, aber mit blutendem Herzen. Denn in den schwersten unlösbaren Zwiespalt finden sie sich verstrickt. Hatten sie nicht sonst in ihrem Leben sich redlich bemüht, allen Menschen gerecht zu werden? Das Wort zu erfüllen: Liebet eure Feinde? Heute aber dient alles, was sie tun, was sie unbedingt tun müssen, dem Feinde zum Verderben. Gerade das Wort, das ihnen als das höchste Gebot erschien,

müssen sie missachten. Es ging leichter im Anfang, unter dem Eindruck der furchtbaren Bedrohung des Vaterlandes. Da brauchte man nicht daran zu denken. Aber nun im Schützengraben, wo Woche um Woche, Monat um Monat die blutige Arbeit getan sein muss! Die gutgemeinten Reden des Kirchendienern helfen der bedrängten Seele nichts. Sie weiss zu genau, dass jenes Wort so wenig wie das alttestamentliche: „Du sollst nicht töten“ von einem Wenn oder Aber begleitet ist, das ihr Tun rechtfertigen könnte. Diese Worte stehen vor uns mit der ganzen grossen Unerbittlichkeit, wie sie nur in der Wahrheit liegt. Es ist nicht an ihnen vorbeizukommen.

Es gibt noch anderes schweres Leid. Der Schmerz um die Gefallenen ist manchmal bitter. Ist doch vielen Familien die ganze Zukunftshoffnung dahingerafft. Aber das Erhebende des grossen Wehs, das aus persönlichen Verlusten kommt, wird jedem redlich Strebenden zuteil. Während dem suchenden Geiste das Wirrsal des Krieges keinen Ausweg zeigt. Aus dem inneren Zwiespalt gibt es kein Entrinnen. Wir sind unlösbar darein verflochten. Nicht in allen, die den Sinn dafür haben, ist dies Gefühl gleich stark. Und namentlich wird nicht viel darüber gesprochen. Nur je und je ist aus einzelnen Andeutungen zu spüren, dass es in manchen Frauenherzen lebendig ist. Und aus den Briefen aus dem Felde klingt hin und wieder ein Ton der tiefen unsagbaren Trauer, die aus demselben Grunde stammt. Ja selbst ein Schrei qualvollster Herzensnot dringt wohl einmal aus einem Schützengraben herüber und sagt uns, dass da draussen noch ein anderer Kampf ausgefochten wird als der mit Kugeln und Bajonetten, der alte Kampf des Lichtes gegen die Mächte der Finsternis.

Gibt es einen Trost für die wahrheitsuchenden Seelen, die in diesen innern Widerstreit hineingerissen sind? Heute noch kaum. Denn wer weiss, wann dieser fürchterliche Krieg enden wird. Wer weiss, wie lange ihre Kraft standhält, ob sie nicht innerlich zerbrechen. Aber doch gibt es einen Ausblick für sie. Ein Gedanke mag sie wieder aufrichten, wenn ihre Last zu schwer zu werden droht.

Der Weg zur Höherentwicklung des Menschengeschlechts ist ein Leidensweg. Ströme von Blut und Thränen bedecken seine Stufen. Jeder Schritt wird unendlich teuer bezahlt. Er ist getränkt von dem Herzblute der Edelsten. So muss auch aus der schmerzvollen Zerrissenheit, aus der tiefen Herzensnot der Redlichen als reife Frucht die Kraft hervowachsen, die dereinst den Geist der Selbstsucht und der Unwahrheit — denn dies sind die eigentlichen und letzten Urheber dieses Krieges — niederringen wird. Jene schmerzzerfüllten Seelen dulden und kämpfen nicht allein. Sie gehören der Gemeinschaft der Geister an, die in all den Schrecken blutiger Zerstörung, in der Nacht blinder Wut und Grausamkeit das Anbrechen eines neuen Tages ersehnen und ahnen.

Mathilde Planck.

### Eine internationale Kundgebung der genossenschaftlich organisierten Frauen.

Die Vertreterinnen der britischen, holländischen, österreichischen und schweizerischen Genossenschaftlerinnen haben beschlossen, folgende Entschliessung an alle Zentralverbände, insbesondere aber an die genossenschaftlich organisierten Frauen der ganzen Welt zu senden:

Die Kongresse der genossenschaftlichen Organisationen der ganzen Welt haben stets feierlich bekundet, dass die Gefühle der Brüderlichkeit und Solidarität alle nationalen Bruderorganisationen auf der ganzen Welt vereinen. Vor allem hat der internationale Genossenschaftskongress, der im vergangenen Jahr in Glasgow getagt hat, das Gelöbnis internationaler Solidarität aller Genossenschaftler der Welt erneuert und befestigt.

Der Krieg hat die herzlichen Beziehungen der genossenschaftlichen Internationale wohl unterbrochen, aber er hat nicht vermocht die Gefühle der internationalen Solidarität zu ersticken. Wenn der Krieg im Allgemeinen eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln genannt wird, so ist dieser Weltkrieg sicherlich eine Fortsetzung des wirtschaftlichen Kampfes mit politischen und gewaltsamen Mitteln. Unsere Bewegung beruht auf dem Prinzip, diesen Weltkampf durch Zusammenarbeit, die Konkurrenz durch die Genossenschaft zu ersetzen, ihr Wesen ist der Frieden und die Eintracht.

Der Kapitalismus beruht auf dem Prinzip der Ausbeutung und der Konkurrenz. Jeder, der ihm dienstbar ist, sei es als Arbeiter oder als Käufer, muss ihm den grössten Tribut zahlen. Jeder, der an dieser kapitalistischen Ausbeutung teilnimmt, kann nur durch die Konkurrenz Raum für seine Bereicherung gewinnen. Im Konkurrenzkampf gegen die Handarbeit ist der industrielle Kapitalismus erstarkt, im Konkurrenzkampf gegen das ausländische Industrie- und Handelskapital erstarkt das Finanzkapital, der Konkurrenzkampf der Nationen und die freien Märkte war der letzte Grund zum Weltkrieg.

Die genossenschaftlichen Organisationen dagegen wollen die Konkurrenz im eigenen Lande ausschliessen und die Konkurrenz zwischen den Nationen durch den freien Warenaustausch ablösen, den nicht Schutzzölle noch Handelskriege stören sollen. Die Genossenschaftler wollen durch die Organisation des innern Warenmarktes eine Neuregelung der volkswirtschaftlichen Grundlage der staatlichen und gesellschaftlichen Organisation vorbereiten und sie erstreben den friedlich-freien Warenverkehr und die offene Türe auf dem Weltmarkt. Sie lehnen jene Grundtendenzen des Wirtschaftslebens ab, die zum Weltkrieg geführt haben und beharren nach wie vor bei den Grundsätzen der internationalen Solidarität und des Friedens der Völker.

Mehr noch aber als die Männer dieser Organisation sind die Frauen bereit, auch jetzt im Kriege treu zu ihren alten Idealen zu stehen und allen Hindernissen zum Trotz, die der Weltkrieg und seine Begleiterscheinungen zwischen den Nationen aufgetürmt haben, sich die Hände zu reichen und für den Frieden zu wirken.

Die Genossenschaftlerinnen Grossbritanniens, Hollands, Österreichs und der Schweiz rufen den Frauen aller Länder als Genossenschaftlerinnen und Frauen zu: Wirket für den Frieden, arbeitet unermüdlich, damit die internationalen Beziehungen nicht nur bestehen bleiben, sondern immer leidenschaftlicher in den Herzen aller Kameraden erstehen, damit sie helfen, das völkermordende Ringen zu beenden und das Ideal der Völkersolidarität neu erstehen zu lassen.

### Union für Frauenbestrebungen.

Die letzte Vereinsversammlung vor den Sommerferien war die am schlechtesten besuchte seit Jahresfrist, es waren nur 15 Personen anwesend. Wir wollen hoffen, dass bis im September die müde Schar wieder munter aufrücken werde! Dafür haben aber alle Anwesenden fürs erste „Jahrbuch der schweiz. Frauenbewegung“ subskribiert, sogar verschiedentlich zweifach, da es auf Weihnachten herauskommen soll und sich als sinniges Geschenk gar gut eignen wird.

Um auswärts wohnenden Mitgliedern den Besuch unserer Monatsversammlungen zu erleichtern, sollen versuchsweise Samstag-Nachmittags-Sitzungen eingeführt werden (ca. alle 3 Monate). Dabei soll immer auf ein allgemein interessierendes Thema Bedacht genommen werden, dass z. B. auch ältere Pfadfinderinnen, Studentinnen u. s. w. gerne ein Stündchen zu uns kommen und somit unsere Arbeit und unsere Bestrebungen in weiteren Kreisen bekannt werden. Es ist überhaupt merkwürdig, wie sich unsere selbstständigen und auch die akademisch gebildeten